



### Eröffnungsvortrag

## Die Bibliothek als Labor des Musikhistoriker

**M**anchmal habe ich Zweifel, ob ich als Wissenschaftler öffentliche Bibliotheken noch benötige. Denn die Bücher, die ich für meine Arbeiten brauche, habe ich daheim. Online-Lexika bieten Informationen kostenlos, bequem und schnell. Die Digitalisierung besorgt den Rest. Zeitschriften, von denen Bibliotheken häufig ohnehin nur einzelne Jahrgänge besitzen, sind im Internet komplett verfügbar, und selbst von gerade erst erschienenen Büchern liefern Google und Amazon inzwischen mehr als nur Inhaltsangaben. Kurz: Internet und Digitalisierung machen den „realen“ Besuch von Bibliotheken mehr und mehr überflüssig.

Noch allerdings sind die Bibliotheken bestens frequentiert. Wohl vor allem deshalb, weil man hier mehr als nur Bücher findet – so paradox es zunächst auch klingen mag. Vornehmliches Anliegen der BesucherInnen ist dabei nicht nur die Lektüre, sondern die Kommunikation: ein Sich-Verständigen über Gelesenes, das Sortieren und Evaluieren von Informationen, das nur ein persönlicher Kontakt gewährleistet, die Einordnung in den Forschungskontext durch Verweise auf andere Bücher, auf die dann unmittelbar zurückgegriffen werden kann.

Zudem sind Bücher nicht als Digitalisat eines beliebigen Exemplars einzufangen. Ihre Originale liefern Paratexte (nach Gérard Genette, Paris 2002 / Frankfurt a. M. 2003), d.h. zahlreiche weitere Informationen: Einband, Format, Papierqualität sowie Benutzungsspuren, die auf die Intensität der Lektüre früherer Zeiten verweisen, vielleicht auch Marginalien, die manch neue Perspektive eröffnen. Mithin bestimmt sich der Wert eines Buches nicht nur aus der Nützlichkeit oder Verwendbarkeit seines Inhaltes, des gedruckten Textes, und auch nicht allein aufgrund seiner literarischen Qualität sowie erst recht nicht über den Preis.

### Überlieferungskontext und „Hochkultur“

Hinzukommt, dass Bücher in Bibliotheken in einem Überlieferungskontext aufbewahrt werden, der das jeweilige Exemplar zu einem Solitär mit eigenem Wert macht. Zusätzlich liefert bibliothekarisches Wissen Hinweise zur Funktion und Bedeutung eines Bandes, erschließt ferner kulturelle, historische und semantische Kontexte, die schon durch den Ort zu erkennen sind, an dem ein Buch aufbewahrt wird.

Treten wir einen Schritt zurück: Vorab stellt sich nämlich erst einmal die Frage, was überhaupt in den Bestand aufgenommen werden, was neu erworben oder etwa aus Nachlässen in den Fundus eingeordnet werden soll. Daran schließen sich unmittelbar die Überlegungen an, welche Überlieferungschance

### Praxisnaher Erfahrungsaustausch

Von offizieller Seite der Stadt Dresden wurde den Musikbibliothekaren eine überaus herzliche Würdigung im Rahmen eines inhaltlich wie kulinarisch höchst freundlichen Empfangs im Kulturrathaus zuteil. Neben Kulturbürgermeister Dr. Ralf Lunau war ein Geigenvirtuose zugegen, der vor der geballten Kennerschaft der Zuhörer ein brillantes musikalisches Feuerwerk abbrannte.

Die Themen der Plenumsangebote wie der Kommissions- und AG-Sitzungen zeigten an vielen Stellen den hohen Bedarf an praxisnahem Erfahrungsaustausch. In diesem Sinne war ein sehr lösungsorientierter Workshop zum Urheberrecht mit seinen besonderen Tücken im Bereich der Musikmedien ausgesprochen fruchtbar. Ebenso wirkten Vorträge zu pädagogischen Konzepten für Kinder, Jugendliche und Erwachsene, zu den Bedürfnissen von Laienorchestern oder zur Digitalisierung von Tonträgern sehr anregend. Daneben erfreuten sich Datenbankschulungen und -präsentation besonderer Beliebtheit.

In jedem Falle zeigten die vielstimmigen, lebendigen und sich stets auf der Höhe aktueller Entwicklungen bewegenden Vorträge, Gespräche und Debatten überdeutlich die zwingende Notwendigkeit eines ebenso breit wie tief strukturierten Netzes an musikbibliothekarischen Einrichtungen. Musikbibliotheken präsentierten sich in Dresden einmal mehr nicht nur – vom Handschriftenarchiv bis zur Schellackplattensammlung – als Bewahrer eines wichtigen kulturellen Erbes, sondern insbesondere auch als unverzichtbare Versorger sämtlicher Bereiche des öffentlichen Musiklebens – vom Opernorchester bis zur Jugendmusikschule. So fand zwischen Musikbibliothekaren und der Stadt Dresden an vier Tagen im September 2009 ein Geben und Nehmen von aktuellen Informationen und kulturellen Erlebnissen statt, das für beide Seiten als nachhaltige Bereicherung wirken wird.



SILVIA

UHLEMANN

wir Büchern und anderen Dokumenten einräumen. In diesen Überlegungen liegt begründet, warum bestimmte historische Quellengruppen nicht oder nur in geringer Zahl erhalten sind, man also gerade zu Fragen der Sozial-, Alltags- und Mentalitätsgeschichte früherer Zeiten so wenig Materialien findet. Gleiches gilt für Überlieferung von Schriftgut, das nicht zur literarischen oder musikalischen „Hochkultur“ zählt. Neben den Überlieferungschancen, die bestimmte Quellengruppen und Literatursegmente haben, treten Überlieferungszufälle, mit denen gegebenenfalls nur singuläre Exemplare bestimmter Quellentypen überliefert wurden (vgl. Arnold Esch, *Zeitalter und Menschenalter*, München 1994). Mitunter sind es auch Katastrophen, die für die Nichterhaltung ganzer Segmente von für die Kulturgeschichte einzelner Orte oder Regionen relevanten Unterlagen verantwortlich sind.

Diesem Wechselspiel von Überlieferungschancen und Überlieferungszufällen sind wir jedoch nicht bedingungslos ausgeliefert. Vielmehr bestimmen wir selbst in einer kaum zu überschätzenden Weise die Konditionen, unter denen Zeugnisse vergangener Zeiten wie auch unserer Gegenwart bewahrt werden. Denn indem wir sortieren und entsorgen, selektieren wir die Vergangenheit nach unseren Gesichtspunkten, und mit der Makulierung von Büchern und Musikalien, Briefen und Zeugnissen, Skizzen und Notizen, entlasten wir nicht nur unsere Magazine, sondern konstruieren Bilder von der Vergangenheit nach unseren Vorstellungen. Diese Entscheidung über die (Nicht-)Erhaltung von Dokumenten, Büchern und Schriftstücken, ist jedoch viel zu komplex, als dass sie nur mehr pragmatisch zu treffen wäre. Indem sie die Antwort auf die Frage, was ich zukünftig untersuchen möchte, präjudiziert, möchte ich sie ungern allein Bibliotheks- oder ArchivmitarbeiterInnen überlassen. Denn der durchaus berechtigten Frage, welche Quellen sich ein Historiker wünscht und warum es sie nicht geben kann, möchte ich die Frage gegenüberstellen, ob diese gewünschten und durchaus wünschenswerten Quellen aus epistemologischen oder soziographischen Gründen gar nicht existierten, oder ob aber solche Zeugnisse, Briefe, Bücher und andere Dokumente, gegebenenfalls keine Überlieferungschance hatten, weil sie zu einem späteren Zeitpunkt von MitarbeiterInnen von Bibliotheken und Archiven als nicht erhaltenswert eingestuft wurden.

#### Was wird in Bibliotheken aufbewahrt?

Das aber heißt: Indem BibliothekarInnen Materialien vorsortieren und strukturieren, bestimmen sie zugleich Forschungsgegenstände und -methoden. Oder vielleicht noch pointierter: Als Historiker kann ich kulturgeschichtliche Phänomene nur auf der Basis dessen beschreiben, was Bibliotheken mir bereitzustellen sich entschieden haben. Die Verantwortlichkeit für diese mithin fundamentale Entscheidung, was gesammelt und was für entbehrlich erachtet wird, will ich BibliotheksmitarbeiterInnen

weder absprechen noch schon abnehmen. Vielmehr scheint es mir notwendig, gerade an dieser Stelle einen Diskurs zu eröffnen, mit dem die Bibliothek zu dem wird, was das Thema der Überlegungen ist: ein Labor des Historikers. Ein Arbeitsraum, in dem wir uns darüber verständigen, wie Kulturgeschichte geschrieben werden kann – auf der Basis von Materialien, die mir als Historiker zur Verfügung gestellt werden, aber auch ein Arbeitsfeld, um zu überlegen, wie Kulturgeschichte gestaltet werden könnte, indem wir eine Inventur des zur Sammlung und Archivierung Angebotenen vornehmen und Kategorien entwerfen, die eine Strukturierung leiten.

Dabei bleibt nicht nur zu fragen, was wir aus geschichtlichen Zeiten wissen können, sondern auch, was wir wissen wollen, um zu entscheiden, was sich zu wissen lohnt. Zu reflektieren bleibt zudem, wer (oder was) das Erkenntnisinteresse leitet. Mithin lohnt ein Besuch in der Bibliothek schon deshalb, um zu erfahren, was bereitgestellt werden könnte und aus welchen Gründen man gegebenenfalls darauf verzichtet. Umgekehrt kann ich meine Wünsche äußern, nicht nur in Bezug auf Neuerwerbungen, sondern auch, was und wie so aufbereitet werden könnte, dass es meine Arbeit erleichtert.

#### Die Bibliothek als Labor

Solchermaßen wird die Bibliothek dann zu einem Labor, einem Ort der Begegnung und gemeinschaftlichen Nachdenkens. Erstens indem die Gelegenheit zum Austausch gegeben ist, die Möglichkeit, sich gegenseitig aus der Arbeit zu berichten. Der Historiker kann seine eigenen, gegebenenfalls neuen Forschungsansätze vorstellen, die BibliotheksmitarbeiterInnen im Gegenzug können von ihren Möglichkeiten berichten, Quellen bereitzustellen. Zweitens wird eine Bibliothek auch und gerade dann zu einem attraktiven Labor für den Historiker, wenn ihre Sammlung mehr bietet als jene Bücher, auf die allenthalben leicht der Zugriff möglich ist. Das meint vor allem Materialien, die (vorzugsweise lokale) Kulturgeschichte dokumentieren. Genau hier kann eine Bibliothek vor Ort eine Instanz bilden, die entscheidende Voraussetzungen bietet, Mikrohistorie zu schreiben. Dieses wird drittens noch verstärkt, indem Bibliotheken nicht nur Literatur sammeln, sondern nach Möglichkeit kulturgeschichtliche Dokumente, die weitere Kontexte erhellen: Münzen und Plaketten, Dirigierstäbe und Pokale, Bildnisse und Büsten, die Musikgeschichte als Kulturgeschichte so veranschaulichen, dass sich ein Besuch in der Bibliothek auch unter diesen Aspekten lohnt. Zum Arbeiten, was nicht nur meint: lesen, sondern auch wegen eines Diskurses, der vielleicht nicht im Lesesaal stattfinden muss, sondern in einem Raum, den wir dann durchaus „Labor“ nennen können. Dahin komme ich dann gern.

